
Feminismus und Labeling-Approach.

Ansätze gegen die Diskriminierung von Menschen

Marlis Dürkop

Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin

Aus der ursprünglich geplanten Rezension eines Buches von E. M. Schur ist eine Auseinandersetzung mit dem soziologischen Potential des Labeling-Ansatzes aus feministischer Sicht geworden. Es wird deutlich, wie wenig männliche Wissenschaftler bislang feministische Theorie zur Kenntnis genommen haben. Voraussetzung für eine aufschlußreiche Analyse von Geschlechterbeziehungen wäre darüber hinaus die Entwicklung von „Geschlechtsbewußtsein“, um die Lebendigkeit und Prozeßhaftigkeit der Beziehung zwischen Labeller und Gelabelten nicht länger zu unterschlagen.

1. Bringt die Ausweitung des Labeling-Konzeptes auf alltägliche Frauendiskriminierung neue Einsichten?

Am Anfang dieses Artikels steht Verwunderung: ich sehe, daß mein Denken in zwei Abteilungen zerfallen war, die nichts miteinander zu tun zu haben schienen – auf der einen Seite der „Labeling Approach“, auf der anderen Seite feministische Theorie, die ich lange selbst nicht als Theorie im akademisch gewohnten Sinne anerkennen konnte. Plötzlich fügt es sich zusammen, ich erkenne, daß beide Denksysteme vom gemeinsamen Ziel getragen werden, Diskriminierung von Menschen zu erklären und abzubauen, dort Stigmatisierung von Randständigen, hier Sexismus gegenüber Frauen.

Da stellt sich die Frage nach Gemeinsamkeiten und Differenzen. Feministinnen vertreten offene Parteilichkeit für ihre Klientel, eine Haltung, zu der sich männliche Labeling-Theoretiker trotz ihrer Sympathie für die von der Gesellschaft Benachteiligten nie durchringen konnten. Wissenschaftlerinnen können wiederum nicht verstehen, welchen Gewinn die Pose der Neutralität bringen könnte. Für das Verständnis der Situation von Frauen in der Gesellschaft hat diese wissenschaftliche Haltung bislang nur Nachteile gebracht. Auch der Ausgangspunkt des Erkenntnisinteresses liegt woanders. Frauen gehen aus von ihrer eigenen Erfahrung, von eigenem Leiden, das kommt beim männlichen Labeling-Theoretiker nicht vor: Von Interesse und Faszination ist der „Mächtige“, die Identifizierung mit

dem Schwachen hat ihre Grenzen. Möchten männliche Wissenschaftler nicht dazugehören zu den Benachteiligten und Unterdrückten (Neusüß 1985, S. 11)? Faktisch stehen Männer eben eher auf der anderen Seite, die Zurückhaltung ist begreiflich. Trotz aller Unterschiede, da ist dieses gemeinsame Ziel, Diskriminierung von Menschen abzubauen, das lohnt den Versuch, beides zusammen zu denken.

1.1 Stand der gedanklichen Integration in der Kriminologie

Bei nüchterner Betrachtung ist festzustellen, daß bislang keine Integration feministischen Wissens in die Labeling-Kriminologie stattgefunden hat. Mir scheint eine Charakterisierung für die Sozialwissenschaften (auch für die Kriminologie) zutreffend, die Loraine Gelthorpe aufgegriffen hat (1985, S. 3). Gewünscht sei „to add to rather than transform“. Dafür zwei Beispiele:

Der AJK hat 1978 ein „Frauenheft“ gemacht, d. h. die Frauen aus dem AJK haben es gemacht. Das war alles. Oder sollte ich Fußnoten mit Hinweisen auf feministische Literatur übersehen haben? Kriminologinnen haben sich bis auf wenige Ausnahmen abgewandt von der Kriminologie und nur noch die feministische Diskussion verfolgt.

In dem gerade erschienenen Band „Confronting Crime“ betonen die Herausgeber Matthews und Young im Vorwort: „The impact of feminist criminology also forced a fundamental rethink of criminology theory itself, and particularly the ways in which sexist assumptions can affect our general approach to crime“ (1986, S. 2).

Welche Konsequenz ziehen sie selbst daraus? Sie haben einen Artikel von Jeanne Gregory über „Sex, class and crime: towards a non sexist criminology“ aufgenommen sowie einen weiteren Artikel über Vergewaltigung (von einer Frau). Im Haupteinführungsartikel jedoch von Jock Young über „the failure of criminology“ findet eine ausführliche Auseinandersetzung mit verschiedenen theoretischen Strömungen statt, kein Wort über feministische Wissenschaftskritik oder über feministische Praxis, die maßgeblichen Anteil an einer anderen Bewertung der „Opferfrage“ in der Kriminologie gehabt haben dürfte.

1.2 Edwin M. Schur, Labeling Women Deviant, Gender, Stigma and Social Control, Random House, New York 1984

Ich habe mich gefreut, als ich die Verlagsankündigung von Schur's Buch in der feministischen Zeitschrift „Signs“ gefunden habe. Da hat sich endlich ein renommierter Labeling-Theoretiker darangemacht, feministische Theorie zu rezipieren, dachte ich. Wie ein rettender Kunstgriff schien Schur's Idee, das Labeling-Konzept auf die Untersuchung alltäglicher Diskriminierung von Frauen anzuwenden, über die Beschränkung auf „abweichendes Verhalten“ in engem Sinne hinauszugehen. Welche Fülle von empirischen Daten und theoretischen

schen Vorstellungen haben Frauen inzwischen zur Diskriminierung erarbeitet und die Zufriedenheit über die Materialfülle durchzieht Schur's Buch, indem er an unzähligen Beispielen Frauendiskriminierung im Alltag aufgreift.

Doch die erhoffte Synthese von Labeling und Feminismus bietet das Buch nicht. Das Mißlingen ist der Leserin zunächst erfahrbar als Gefühl von Peinlichkeit. Dann stellt sich Ärger ein, schließlich Enttäuschung. Was hat Schur nur aus den schönen, leidenschaftlichen Arbeiten zum Beispiel von Mary Daly, Simone de Beauvoir und vielen anderen Frauen gemacht? Einen Steinbruch. Hier und da wurde ein beschriebenes Phänomen weiblicher Diskriminierung aus „Frauenbüchern“ herausgezupft und in Schur's unbeirrt gebliebene Gedankenwelt hineingepflanzt. Das Bild eines jovialen Kleingärtners geht mir durch den Sinn, der sich Ableger abknipst, Rosen zurückschneidet, das Zurechtgestutzte in sein eigenes Blumenfenster stellt.

Schur hat mehr gemacht als nur hinzuzufügen, er hat – wie oben gefordert – transformiert, aber nicht sein eigenes Denken, sondern das der zitierten Feministinnen. Das ist etwas Neues, mit dem ich nicht umzugehen weiß: An sexistische Frauenbilder, an das Weggelassen-Werden in Theorie und Praxis in allen wissenschaftlichen Disziplinen haben Frauen sich gewöhnt, aber wie damit umgehen, wenn ein Mann von Frauen aus parteilicher Perspektive gewonnene Daten, Einsichten, Untersuchungsergebnisse in eine als geschlechtsneutral ausgegebene Darstellungsschablone einpaßt? Die schon früher in Theorie-Diskussionen um den Labeling-Ansatz kritisierte Position des Great Hunter, des Zoodirektors (Ferchhoff/Peters 1981, S. 86), der kuriose Exemplare vorführt, hat eine neue Variante gefunden: Ein scheinbar geschlechtsloser Wissenschaftler ereifert sich darüber, was böse Männer Frauen antun.

Am Schluß seines Buches betont Schur noch einmal die Ähnlichkeit gesellschaftlicher Reaktionen auf Frauen und auf die anderer stigmatisierter Gruppen in der Gesellschaft wie rassistischer und ethnischer Minoritäten, Armer und körperlich Behinderter (1984, S. 240). Doch es ist ihm nicht gelungen, über diesen Ansatz hinauszukommen. Beim Starren auf sexistische Label für Frauen hat er übersehen, daß er mit seiner Arbeit dazu beiträgt, Frauen noch stärker als Abweichende, als angebliche Minorität abzustempeln. Unter der geballten Darstellung alltäglicher Diskriminierung von Frauen verschwindet die Frage nach gesellschaftlichen Bedingungen, ein weibliches Jammertal tut sich auf, dessen Beschreibung klagevollste feministische Arbeiten weit übertrifft.

1.3 Trotzdem weiterfragen?

Offensichtlich bringt die Anwendung des Labeling-Konzeptes auf alltägliche Frauendiskriminierung keine neuen Einsichten. Für Frauen jedenfalls nicht. Vielleicht für Schur selber? Kathryn Pyne Addelson's Einwand scheint zuzutreffen. Sie hält Devianzkonzepte für ungeeignet, Frauenunterdrückung oder -benachteiligung adäquat zu erfassen. Frauen blieben „simply characters in men's stories“ wie Deviante in den Geschichten Normaler. Frauendiskriminierung in Devianzkonzepte einschreiben, das hieße nach ihrer Auffassung das Hineinnesteln einer als deviant bezeichneten Gruppe in eine von Männern dominierte Gesellschaft (1981, S. 192). Und schließlich noch ein weiterer gewichtiger Einwand: Frauen sind von selbst auf die Tatsache ihrer alltäglichen Diskriminierung gekommen, wahrscheinlich, ohne daß die Mehrzahl je vom Labeling Approach gehört hätte.

Dennoch, ich frage weiter. Erstens interessiert mich wirklich, wie sich mein altes geistiges Gebäude Labeling-Approach zu dem in den vergangenen Jahren erworbenen feministischen Denken verhält, das mir so ans Herz und in den Kopf gewachsen ist. Zweitens möchte ich wissen, warum eigentlich die Ausweitung des Labeling-Konzeptes auf alltägliche Frauendiskriminierung nicht klappt. Drittens: gibt es vielleicht doch Möglichkeiten, andere, das Potential des Labeling-Ansatzes zur Analyse der Prozeßhaftigkeit von Unterdrückungsprozessen zu nutzen?

Ansetzen will ich am kleinsten gemeinsamen Nenner mit Schur, nämlich den soziologischen Gehalt des Labeling-Approaches anzuwenden und Diskriminierung von Menschen, in diesem Falle von Frauen durchsichtig zu machen. Zuvor aber habe ich noch eine weitere Klippe zu überwinden, Kränkungen zu verarbeiten, die das Verhältnis von Soziologie und Feminismus aus der Sicht von Schur betreffen. Er behandelt diese Frage kurz und bündig auf zwei Seiten (1984, S. 19f.) und weist auf Arbeiten der „feministischen Theorie“ hin, in denen der Standpunkt vertreten werde, feministische und akademische Perspektiven könnten in intellektuell fruchtbarer Weise zusammengefügt werden. Darauf entgegnet Schur dann lediglich lakonisch:

„Although this text reflects many feminist ideas, our primary aim is here to develop a sociological rather than a feminist analysis.“

Aber – so fährt er recht unbescheiden fort:

„. . . the materials and ideas in this text may well have implications for the clarification and pursuit of feminist goals . . .“

Was habe ich mich darüber geärgert. Lange genug habe ich selber geglaubt, mein Denken sei untheoretisch, unsoziologisch. Wie viele Gedanken habe ich mir darüber gemacht, was wohl anerkannter soziologischer Theorie fehlen könnte, um Frauenleben erfassen und

treffend beschreiben und erklären zu können. Nun staune ich über diese Arroganz von Schur, der empirische Ergebnisse weiblicher Wissenschaftler verwendet, doch theoretische Qualität dem Material erst durch männliche Interpretation angedeihen lassen will. Dabei beraubt er von Frauen beschriebene Phänomene ihres theoretischen Rahmens und macht sich nicht einmal die Mühe der Reflexion, ob Feminismus etwas mit Soziologie zu tun haben könnte.

Ich verabschiede mich von – wie ich jetzt sehe, meinen übersteigerten – Erwartungen an Schur, er möge die Integration von Feminismus und Labeling-Approach vorantreiben. Ich mache das schwereren Herzens, als mir selbst lieb ist, da müssen doch noch eine Menge Hoffnungen auf Erlösung durch den männlichen Wissenschaftler gewesen sein. Die mühsame Auseinandersetzung mit Schur's Arbeit hat mir trotzdem etwas gebracht: Mir ist möglich geworden, Lücken genauer auszumachen, die mich bislang daran gehindert haben, mich auf dem theoretischen Boden des Labeling-Approaches „vertrauensvoll“ einzurichten.

2. Das soziologische Potential des Labeling-Ansatzes nutzen

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist eine Prämisse, die in der feministischen Wissenschaft im Verlauf der vergangenen zehn Jahre herausgearbeitet wurde: Die Berücksichtigung des Geschlechtes als soziologische Kategorie¹, in gleicher Weise wie die der Klassen- oder Schichtzugehörigkeit. Die gesellschaftliche Determination jedes einzelnen Menschen läßt sich nur als Verbindung dieser beiden Zugehörigkeiten begreifen.

Frauen könnten nicht in Analogie zu anderen sozialen Gruppen begriffen werden, sondern seien eine soziale Gruppe eigener Art, schreibt Gisela Bock. Frauen sind ein Geschlecht. Sie müßten als solches historisch konzipiert werden, und Geschlecht müsse als grundlegende Kategorie sozialer und historischer Realität, Wahrnehmung und Forschung eingeführt werden (1984, S. 57).

Aus dieser Perspektive wende ich mich der Arbeit von Ferchhoff und Peters zu, die sich eine Rekonstruktion des Labeling-Ansatzes zum Ziel gesetzt haben und die die Reaktivierung seiner soziologischen Potenzen anstreben. Ich stolpere zunächst wieder über die fehlende Berücksichtigung der Lebens- und Arbeitssituation von Frauen in dem sehr komplexen gesellschaftstheoretischen Gebäude, das Ferchhoff und Peters im Anschluß an ihre Kritik entfaltet haben. Sie stützen sich weitgehend auf Marx, und auch Marx hat leider die Frauen in seiner Analyse gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse vergessen². Ferchhoffs und Peters Kritik am Labeling-Approach selbst wird allerdings im Vorfeld dieses Rekurses auf die Produktionsverhält-

nisse entfaltet. Und so kann ich mich unbeschadet der Vernachlässigung weiblicher Produktion und Reproduktion mit ihrer Hilfe der Frage zuwenden, ob Schur in seiner Arbeit über Frauendiskriminierung das dem Labeling-Ansatz inhärente soziologische Potential überhaupt ausgenutzt hat (vgl. 1981, S. 80f.).

Bei näherem Hinsehen zeigt sich jetzt, daß meine Unzufriedenheit mit Schur's Anwendung des Labeling-Ansatzes auf Frauendiskriminierung mit dem übereinstimmt, was andere Autoren bereits früher am Labeling-Approach kritisiert haben:

- die gesellschaftstheoretische Ambivalenz (hier die Abstinenz von Patriarchats-Kritik)
- die Fixierung auf die Abweichung bei Fehlen der Vorstellung von Normalität (hier weiblicher Normalität)
- die Vernachlässigung der Subjektivität der Abweichenden (hier der Frauen)
- mangelnde Berücksichtigung wechselseitiger Beziehungen zwischen Labeller und Gelabellter (hier zwischen Männern und Frauen).

2.1 Das Patriarchat ist mehr als ein „certain issue“ und alle Frauen sind nicht gleich

Nach dem Lesen von Schur's Arbeit habe ich mich mies gefühlt, irgendwie zeit- und raumlos, total diskriminiert. Das Gefühl von Verdoppelung der Diskriminierung rührt wohl daher, daß sich die Analyse in einem historisch leeren Raum vollzieht. Es scheint, als hätten immer schon Männer Frauen unterdrückt, seit es Menschen gibt. Ohne die Verankerung der Beschreibung alltäglicher Diskriminierung in einer bestimmten historischen Situation bleibt ein abgeschmackter Eindruck ständiger Geschlechterkämpfe, die Menschen immer schon irgendwie gekämpft haben.

Schur's theoretische Leitlinie „Geschlechtsrollensystem“ trägt nicht. Er betont, dieses Geschlechtsrollensystem gehöre zu den wenigen ständigen dominanten Normen in der Gesellschaft (1984, S. 9), aber was das für Männer und Frauen bedeutet, bleibt offen. Unterschiedliche Normen für Männer und Frauen, sexuelle Asymmetrie bedeutet nicht notwendig Unterdrückung oder Diskriminierung von Frauen oder Männern (Bock 1984, S. 61f.). Geschlechtsrollen sind biologisch bedingt, aber gesellschaftlich interpretiert, in unserer Gesellschaft Kombination patriarchaler und kapitalistischer Verhältnisse. Doch weder das eine noch das andere interessiert Schur, sein Hinweis auf die Notwendigkeit der Verbindung zwischen Geschlechtsrollensystemen und dem „broader system“ bleibt ohne Folgen (1984, S. 9). Das Erkenntnisinteresse von Schur zielt vor allem auf jene Aspekte, die direkt helfen könnten, die Beziehung von Frauen zu Definitionen von Abweichungen zu verstehen; offen bleibt, was damit gemeint sein könnte (S. 10).

Obwohl immer wieder die Notwendigkeit betont wird, ein soziologisches Konzept zu entwickeln, läßt er bei der Abhandlung der alltäglichen Lebenssituation von „Frauen“ soziologische Differenzierungen außer acht. Weder Klasse noch Schicht, noch die für amerikanische Verhältnisse wichtige Kategorie Rasse der diskriminierten Frauen spielen eine Rolle; dabei hätte er auf viele feministische Arbeiten zu diesem Thema zurückgreifen können. In den USA sind Differenzen der sozialen Situation von feministischen Autorinnen sehr viel deutlicher als bei uns herausgearbeitet worden (bei theoretischer Differenzierung nach klassisch-marxistischer, sozialistisch-feministischer und radikal-feministischer Sichtweise, vgl. dazu Beer, 1984, und Tong, 1984).

Bei Schur sind alle Frauen gleich. Diese Nivellierung von Unterschieden gesellschaftlicher Positionen erinnert an eine Frühhaltung der Frauenbewegung, die anfänglich die Gemeinsamkeit aller Frauen beschwor und zum Ausgangspunkt politischen und theoretischen Engagements gemacht hatte. Zwar spielt emotionale Gemeinsamkeit noch immer in der Frauenforschung eine große Rolle, doch die Zeit ist vorbei, in der das „Wir sind alle Hausfrauen, Mütter, Mißhandelte, Behinderte, Prostituierte, Lesben, Schwarze . . .“ noch Geltung habe, schreibt Tina Thürmer-Rohr. Daß alle Frauen unterdrückt, ausgebeutet sind, sei eine so allgemeine Erkenntnis, daß sie sich nicht als tauglich erweise, um als Klammer oder als Brücke in der Interaktion von Frauen, auch nicht der wissenschaftlichen Interaktion zu dienen. Bei dieser Erkenntnis handele es sich um eine moralische Position, die sich nicht einfach in die wissenschaftliche Arbeit hinein verlängern lasse (1984, S. 73). Auch Fragen patriarchaler Strukturen streift Schur nur: „Similarly, this text includes little discussion of certain issues that have preoccupied specialists in that field – such as the rise of patriarchy (the system of male dominance) . . .“ (1984, S. 10f.).

Wie kann da die Diskriminierung eines Geschlechtes durch das andere überhaupt verstanden werden? Darüber hinaus wird ein Anspruch, Frauen neue Konzepte für ihre gesellschaftliche Befreiung zu liefern, vor diesem Hintergrund des Verzichtes auf strukturelle Analysen absurd. Worin können politische Ratschläge eines Wissenschaftlers münden, der die Wurzeln der Gesellschaft unhinterfragt und somit unangetastet läßt? Dieser Versuch kann nicht anders, als sich in den Dienst der Perfektionierung, Entstörung, Erträglichmachung der Welt der äußeren Erscheinung stellen.

Die als „politisch“ bezeichneten Vorschläge des Schlußkapitels von Schur verblüffen. Was Ausgangspunkt für Frauenbewegung und Frauenforschung gewesen war, nämlich die gemeinsame Erfahrung sexistischer Diskriminierung, bietet Schur als neue Erkenntnis für

Frauen an, wohlgerne, nachdem er feministische Untersuchungen zum gleichen Thema durchgefóhrt und ausgeschlachtet hat. Peinlicherweise ermutigt er Frauen, das zu tun, was sie schon lange machen, sich nämlich ihrer unterdrückten Realität in Selbsterfahrungsgruppen oder in Selbsthilfegruppen bewußt zu werden, um Stigmatisierungen zu überwinden (S. 240 f.)!

2.2 Weibliche Normalität

Bei Schur wird ein weiterer Vorwurf gegen den Labeling-Approach konkret, daß nämlich häufig nur noch der Prozeß der Stigmatisierung als problematisch erscheint, nicht aber die „Normalität“ an sich (Ferchhoff/Peters 1981, S. 107 f.). Eine Sichtweise, die sich nur auf Frauen als „Gleiche“ einläßt, macht den Begriff „weiblich“ wieder zur gleichen Subsumtionskategorie, wie er es immer schon gewesen ist, kritisiert Regine Becker-Schmidt (1984, S. 232).

Genau dies trifft auf Schur's Arbeit zu. Unbefangen häuft er aufeinander, was dem Rollenentwurf „Frau“ üblicherweise zugeordnet wird, eine Ansammlung aller möglichen frauendiskriminierender Label. Diese Anhäufung soll den Charakter von Frauendiskriminierung in unserer Gesellschaft verdeutlichen, was gelingt, ist ein makabrer Horror-Entwurf von Frauenleben. Erfafßt wird die weibliche Erscheinungsform im wahren Sinne des Wortes, nicht jedoch klassenspezifisch und geschlechtsspezifisch vermittelte Erfahrung von Frauen in unterschiedlichen Lebensbereichen. Geliefert wird keine Beschreibung, die über den gesellschaftlich erwünschten Schein angepaßter Frauen hinausreichen (Becker-Schmidt 1984, S. 233), und die diesen Schein als gesellschaftlich funktional plausibel machen könnte. Was weibliche Normalität in dieser Gesellschaft meinen könnte, ist zentrale Fragestellung für feministische Arbeiten: „To be female is to be deviant by definition in the prevailing culture“ sagt Mary Daly (vgl. Schur 1984, S. 33).

Phyllis Chesler hat den gesellschaftlichen Doppelstandard weiblicher Normalität herausgearbeitet (1979, S. 68, XXIII): Werden Frauen als unnormal definiert, dann ist damit zweierlei gemeint, erstens eine Abweichung von der menschlichen Normalität im allgemeinen, die in einer patriarchalischen Gesellschaft immer mit männlicher Normalität gleichgesetzt wird. Und zweitens eine Abweichung von der sogenannten weiblichen Normalität, das heißt Anpassung an männliche Erwartungen, die diese an Frauen hegen. Beide Ebenen verwischen sich im männlichen und weiblichen Bewußtsein.

Für die weibliche Identitätsfindung ergeben sich verwirrende Anforderungen, die nicht mit den klassischen Konzepten primärer und

sekundärer Devianz zu beschreiben sind. In jenem Falle wird einem Menschen das Etikett „abweichend“ angehängt, daraus folgt nach einer Kette von Bewertungen und Akzeptierungen eine neue deviante Identität (vgl. Ferchhoff/Peters 1981, S. 55f.).

Bei Frauen geht es *zum ersten* nicht darum, sie aus einer Gruppe von bestimmten Menschen auszugrenzen, sondern mit dem Label „minderwertig“ zu verdecken, daß sie längst aus der von Männern dominierten Gesellschaft an den Rand gedrängt worden sind. Diese Ausgeschlossenheit aus Verteilungsprozessen und Entscheidungsstrukturen wird als Normalität verkauft.

Zum zweiten gilt/galt der Akt männlicher Diskriminierung als Normalität. Wie lange haben wir gebraucht, um die Mechanismen und Prozesse alltäglicher Diskriminierung überhaupt zu bemerken und zu entziffern. Frauen, die sich gegen Anmache, Beleidigungen wehrten, galten als doof, überspannt, Puten, Mimosen etc. Und schließlich *drittens*: Wie mühsam war die Anpassung an das, was als weiblich gilt/galt. Nicht zu dick zu sein, zu dünn, zu laut, zu lebhaft, zu aggressiv etc. . . . Nie bist Du vollkommen, was fehlt?

Was sollen Frauen mit Schur's Ratschlägen anfangen, wie sie ihre Lage verbessern könnten:

„. . . the ‚normalizing‘ of femaleness must itself be a major feminist goal. Activists must therefore directly concern themselves with trying to undermine the reproduction of sexism as it occurs in routine male – female interaction . . .“ (1984, S. 240).

So bleibt noch die Normalisierungsarbeit an den Frauen hängen, doch welche Normalität könnte überhaupt gemeint sein?

2.3 Die Subjekthaftigkeit stigmatisierter Frauen und diskriminierender Männer

Einen durchschlagenden Ansatz der Kritik am Labeling-Approach biete die Vernachlässigung der Subjektseite, die Ausschaltung der Person des Abweichlers aus der Devianz-Analyse, die Fixierung auf die Definition der Kontrolleure, die Ausrichtung auf den definierenden Anderen, schreiben Ferchhoff und Peters. Diese Tendenz habe die Verschüttung von problemlösenden Qualitäten des Stigmatisierten, die Reduktion des Subjektes auf die Reaktionen des anderen, die Produktion von „Reaktionsdeppen“ zur Folge. Der Abweichende stelle schließlich ein passives Nichts dar. Eng verbunden mit dieser eingeschränkten Sichtweise sei gefühlsbetonte Sympathie mit den stigmatisierten Opfern bei gleichzeitiger Ignoranz von Widerständigkeit, von Gegenwehr des Stigmatisierten (vgl. 1981, S. 83ff.).

Da gibt es nun Konfusionen mit feministischen Sichtweisen, die zu bedenken sind. Sympathie mit Opfern, den Frauen als Opfern, gilt zunächst uneingeschränkt, da könnte Gefallen an Schur's Darstellung gefunden werden: Frauen scheinen hier außengeleitete Produkte männlicher Definition, weibliche Identität sich nur über Zuschreibung herzustellen. Dieses weibliche Jammertal formt ein Frauenbild, das von Schwäche geprägt ist und Stärke nicht kennt.

Doch inzwischen versucht die Frauenbewegung, diesem Bild durch die Erfahrung äußerer Einflüsse geschüttelter Frauen und überhaupt sich selbst entfremdeter Menschen jene Erfahrungsdimensionen wieder hinzuzufügen, die aus dem Bewußtsein (auch dem der Wissenschaft) verbannt worden sind. Frauen hocken längst nicht mehr an der Klagemauer, auch in der Frauenforschung ist jene Phase des Starrens auf den Unterdrücker und seine Mechanismen nicht mehr zentral³.

Verwirrend ist in diesem Zusammenhang auch die Umkehrung der Opfer/Täter-Betrachtung durch die Frauen. Im traditionellen Labeling-Konzept im engeren Sinne gilt wohl Sympathie den Opfern krimineller Stigmatisierung, doch waren diese Opfer zumeist Männer. Nun haben die Frauen aus den früheren Opfern chauvinistische Täter gemacht, verlangen ausdrücklich die Kriminalisierung von Männern.

In bezug auf die Vernachlässigung von Gegenwehr der Stigmatisierten tritt durch Schur's Ausweitung des Labeling-Ansatzes auf *alle* Frauen ein diesen Vorwurf verstärkender Effekt auf. Die Überstül-
pung des Stigma-Konzeptes über alle weiblichen Lebensbereiche einschließlich der traditionell als Devianz im engeren Sinne bezeichneten Verhaltensweisen bewirkt, daß Unterschiede verwischt werden zwischen Frauen, die sich dem gesellschaftlich vorgegebenen Bezugsrahmen von Normalität gefügt haben und jenen, die Widerstand zum Beispiel in Form von Kriminalität gegen für das weibliche Geschlecht verordnete Normalität üben. Jene Widerborstigen, nicht Angepaßten, Leidenden werden qua Definition „diskriminiert“ wieder eingereiht unter jene Frauen, die sich ohne Murren den weiblichen Zwängen beugen, sich vielleicht still ihr Teil denken.

Der oben formulierte Vorwurf zu starker Konzentration auf die Kontrolleure kann bei Schur allerdings nicht gemacht werden. Männer als Stigmatisierer, als Labeller bleiben vielmehr merkwürdig unsichtbar, das Label scheint die Frauen anzufliegen. Was Männer denken, wenn sie Frauen stigmatisieren, warum sie es tun, nur einmal deutet Schur mögliche Ursachen der Entwertung von Frauen durch Männer an, indem er auf „underlying perceptions of threat“ (1984, S. 42f.) hinweist. Die Menschhaftigkeit der Labeller, der Mann als Subjekt bleibt verborgen.

Vielleicht haben Frauenforscherinnen es hier mit dem offen vertretenen Anspruch leichter, Menschen nicht als Untersuchungsobjekte zu behandeln, die eigene Subjektivität nicht zu leugnen, sich selbst bei der Definition gesellschaftlicher Problemfelder mit einzubeziehen, innerhalb der feministischen Sozialwissenschaft auf sich selbst als Konstrukteurinnen von Wirklichkeit zu blicken (Gravenhorst 1984, S. 104). Warum tun Männer dies nicht oder bislang so selten?

Warum sollten sie? fragte ein Kollege in der Diskussion. Er konnte sich nicht mehr vorstellen, als daß die Reflexion von Männern über sich selbst als Diskriminierer auf Perfektionierung weiblicher Unterdrückung hinauslaufen müßte: Mechanismen würden noch besser bekannt werden als jetzt. Aber dann wäre die Sache wenigstens klar. Männer brauchten nicht länger Labeller, Definierer, Diskriminierer, Mißhandler aus diffuser Distanz zu beschreiben, die den Eindruck des Zufälligen, Ungewollten männlichen Tuns unangetastet läßt. Unterwerfung, Stigmatisierung müßte nicht länger als irgendwie unerwünschter, bedauerlicher Betriebsunfall einzelner Scheusale erscheinen, sondern könnte als individueller Ausdruck gesellschaftlich bedingter Geschlechterverhältnisse begriffen werden. Als knallharte Realität, mit der sich Männer und Frauen offen auseinandersetzen können.

Soll dieses vergesellschaftete Verhältnis wissenschaftlich analysiert werden, gilt es zunächst die eigene Position darin zu bestimmen, das Geschlechterverhältnis jeweils subjektiv in seinen Auswirkungen für sich selbst begreifen. Das verlangt eigene Zuordnung zum potentiell oder real unterdrückenden männlichen Geschlecht oder zum potentiell oder real unterdrückten weiblichen Geschlecht. Schwer zu sagen, was einfacher ist: sich als Mann in eine reflektierte Beziehung zu anderen Männern setzen, die vielleicht ihre Töchter mißbraucht oder ihre Frauen geschlagen haben? Oder sich als Frau eigene Demütigungen, Mißhandlungen, Diskriminierungen oder die anderer Frauen ungeschminkt vor Augen führen? (Gravenhorst 1984, S. 108). Derzeit sieht es so aus, als fiele es Frauen leichter, den bewußtseinsmäßigen Schritt in die Reihe von Stigmatisierten zu tun. „Freedom is just another word for nothing left to loose“ (Janis Joplin).

2.4 Beziehungslosigkeiten, Beziehungen

Auf diese Weise gewonnener Mut käme vielleicht Bestrebungen von Labeling-Vertretern und -Vertreterinnen zugute, das interaktionistische Potential des Labeling-Ansatzes stärker als bisher herauszuarbeiten (Ferchhoff/Peters 1981, S. 24f.). Interaktion – verstanden als durch Kommunikation vermittelte wechselseitige Beziehungen zwischen Personen und Gruppen, z. B. zwischen Männern und Frauen,

Kriminalisierern und Kriminalisierten, Kriminellen und Kriminologen.

So richtig klar geworden ist mir die Blindheit für Beziehungen in vielen Untersuchungen, die auf der Basis des Labeling-Ansatzes entstanden sind, wiederum an Schur's Arbeit. „The daily war between the sexes“ (1984, S. 11), das Leben als Geschlechterkampf zu beschreiben, macht Schur offensichtlich großes Vergnügen. Er beschreibt diesen Kampf, ohne ihn als Aktion *zwischen* den Geschlechtern stattfindend zu begreifen. Anders gesagt, er beschreibt Beziehungskisten ohne Beziehung – oder in der Terminologie der Kommunikationstheorie ausgedrückt, bei Schur bleibt die komplementäre Beziehung zwischen Frau und Mann, die Aufeinanderbezogenheit von Gelabellter und dem Labeller außer acht.

Was geht da eigentlich vor sich, wenn Männer Frauen diskriminieren? Eine Erklärung, die sich anlehnt an das von Luce Irigaray entfaltete Konzept der „Spiegelung“ könnte lauten, daß Frauen die eigene Persönlichkeit verwehrt wird, sie sind die „Andere“, das zweite Geschlecht, vielleicht noch die „bessere Hälfte“. Männer brauchen Frauen als Spiegel ihrer selbst. „Die Frau ist innerhalb dieses sexuellen Imaginären nichts als eine gefällige Stütze für die Inszenierung der männlichen Phantasien . . .“ (Irigaray, 1979, S. 24). Frauen fühlen sich nur dann als Frauen, wenn sie einen Mann spiegeln dürfen. Da darf nichts eigenes dazwischentreten, das verstört auch die Frauen selbst.

Dazu ein Beispiel aus dem kriminologischen Wissenschaftsbetrieb. Die Frau eines Strafrichters und Kriminologen sagt über sich:

„Mein Mann hat mich zu seiner Mitarbeiterin erzogen: Bei der Doktorarbeit suchte ich Daten und Fakten aus deutschen, schweizerischen und französischen Gerichtsakten heraus, ich schreibe seine Bücher und Aufsätze ein- bis zweimal ab, korrigiere sie ein- bis zweimal, mache die ständig anwachsende Korrespondenz immer selbständiger, weil ich auch immer mehr seine Korrespondenten kennengelernt habe, und koche kleine Kriminologen-Essen, was entschieden das Amüsanteste ist. Wenn mein Mann selbst verhindert ist, besuche ich – als Beobachterin – Kongresse für ihn und ziehe und zog auf diese Weise, was sich eigenartig anhören mag, ein immenses Vergnügen aus der Kriminologie. Ich bespreche Bücher und Zeitschriften, wenn er auf Reisen ist, und höre insbesondere zu, was er mir erzählt, und so infiltriert er mich mit seinem Wissen von Verbrechen und Verbrechen, und nur ab und zu rette ich mich auf meine eigene kleine Insel und in die sogenannte schöne Literatur und entdecke mit Betroffenheit, daß auch hier meine Optik eine andere geworden ist.“ (Middendorf 1972, S. 153).

Doch weshalb die Herabsetzung der Frauen durch Männer? Wäre nicht ein klarer Spiegel, ungetrübt durch Stigmatisierung und ohne Sprünge schöner? Aber ein solcher Spiegel spiegelte auch die

Schwächen, das Unvollkommene (man beachte die Zwischentöne im vorangegangenen Zitat). Das kann man nicht ab.

Weshalb sich Männer und Frauen so schwer aus diesen Verstrickungen lösen können, wird in neuen, spannenden Arbeiten von Frauen untersucht (Chodorow 1985; Dinnerstein 1979; Brückner 1983). Die sich zwischen den Geschlechtern abspielenden Prozesse werden hier aus psychoanalytischer und feministischer Sicht untersucht. Die gemeinsame These besagt, daß die anscheinend unauflösbaren Beziehungsprobleme erwachsener Männer und Frauen bis hin zu Gewalt an Frauen Folge der allein Müttern angetragenen Erziehungsarbeit in unserer Gesellschaft sind. Daraus resultierende starke Konzentration auf die Mütter, fehlende Ablösungsmöglichkeiten verweisen Männer und Frauen immer wieder in ihren ungelösten Konflikten aufeinander.

Frauen möchten sich von der anerzogenen Besorgtheit lösen, schaffen es aber nicht aus scheinbarer Loyalität mit der Mutter, „muttern“ weiter, wünschen sich gleichzeitig, selbst umsorgt zu werden. Diese Forderung weisen Männer zurück, schieben sie diese Funktion doch ihrer Mutter zu. Gleichzeitig sind sie zornig darüber, daß sie das Bemuttertwerden noch immer brauchen, lassen ihren Zorn darüber an Frauen aus. Diesen fällt als Antwort darauf nichts anderes ein, wieder Besorgtheit zu zeigen oder Wünsche nach Mehr-Umsorgtwerden auszudrücken. So schließt sich der Kreis.

3. Selbst-Bewußtsein in der Wissenschaft

In meinem Versuch, soziologischer Kritik am Labeling-Konzept feministische Ergebnisse und Sichtweisen einzufügen, sind die Ebenen gesellschaftliche Verhältnisse, gesellschaftliche Ideologie von Normalität und Abweichung, die Subjekthaftigkeit von Gelabellter und Labeller sowie deren Beziehung zueinander unverbunden geblieben. Das Verhältnis von Interaktion und gesellschaftlicher Struktur vermag der Labeling-Ansatz bislang nicht zu klären (Ferchhoff/Peters 1981, S. 33).

Gebraucht wird, wie Melossi schreibt, ein Verfahren in der Forschungspraxis, im Verlauf dessen sich sowohl das Gedankengut aus der interaktionistischen, wie auch aus der marxistischen Tradition einer Bewährung aussetzen können. Das würde darauf hinauslaufen, eine „fundierte Etikettierungstheorie“ zu begründen. Melossi fordert dies auf dem Hintergrund des Gedankens, daß soziales Handeln nicht verstanden werden könne, wenn es nicht mit der personellen Orientierung des handelnden Individuums in Bezug gesetzt wird, seine Motive berücksichtigt (1984, S. 261).

Wer aber, frage ich, soll diese Motive verstehen, wenn nicht der Wissenschaftler, wir selbst, in Abwägung, Abgrenzung zu eigenen

Handlungsorientierungen. Da können noch so viele Forderungen an *die* kritische Kriminologie aufgestellt werden (die Aufgabe ist nicht . . . , eine Kriminologie muß . . . , gebraucht wird . . .). Einlösen kann diese Forderungen nur der lebendige Wissenschaftler, die lebendige Wissenschaftlerin, die die Verobjektivierungen sozialer Beziehungen in der Analyse nicht noch weiter vorantreiben, wieder Kontakt zum Forschungsgegenstand herstellen, nicht von sich selbst abstrahieren (Büchner 1984, S. 133). Notwendig ist ein Bewußtsein von uns selbst, Selbst-Bewußtsein in der wissenschaftlichen Arbeit.

Mit einigem Abstand zu Schur's Buch frage ich mich noch einmal, wie kann solch merkwürdiges Werk zustande kommen? Ein Mann einverleibt sich von Frauen beschriebene Phänomene weiblicher Diskriminierung und stößt sie wie ein neutraler Schreibautomat in der Pose des väterlich ratschlagenden Wissenschaftlers wieder aus. Der Preis für die scheinbare Neutralität ist hoch: Entstanden ist ein Buch, das weder über Männer noch über Frauen noch über ihre durch diskriminierende Label vermittelte Beziehung etwas aussagt. Das Lebendige in diesen Beziehungen hat Schur zum Verschwinden gebracht, und er wollte doch gerade diese Beziehungen verändern helfen.

Zu verstehen sei, „was die verschiedenen Schichten, Berufe, Altersstufen, Geschlechter an vorwärtstreibenden Wünschen, Ideen, Gedanken in sich tragen; was sie an derartigen Wünschen, Ängsten, Gedanken und Ideen in sich trügen, die das Vorwärtstreibende an der Entfaltung verhindern . . .“, schrieb Wilhelm Reich 1934 in seiner Broschüre „Was ist Klassenbewußtsein?“ Das Sein der Menschen und seine Bedingungen spiegelten, verankerten, reproduzierten sich in ihrer seelischen Struktur, indem sie sie formten. Nur durch diese seelische Struktur hindurch sei der objektive Prozeß für uns erreichbar, seine Hemmung wie seine Förderung und Beherrschung. Nur durch den Kopf des Menschen, durch seinen Willen zur Arbeit und sein Sehnen nach Lebensglück, kurz seine psychische Existenz, schafften wir, konsumierten wir, veränderten wir die Welt (S. 13 f.).

Geht es bei dem Wunsch nach Veränderung um Geschlechterbeziehung, wäre darüber hinaus beim Wissenschaftler und bei der Wissenschaftlerin noch so etwas zu wünschen, was Geschlechtsbewußtsein analog zum Klassenbewußtsein genannt werden könnte. Was meine ich mit Geschlechtsbewußtsein in der Wissenschaft? Mehr als die Anwendung der Kategorie „Geschlecht“ als zusätzliche inhaltliche Kategorie theoretisch-soziologischer Analyse und auch mehr als ein Konstatieren von Unterschieden weiblichen und männlichen Denkens und Sprechens. Der Begriff „selbstreflektive Kompetenz“ von Schülein gefällt mir gut als Bezeichnung für das, was ich meine. Schülein meint damit, der Forscher solle sich über die

subjektive Seite seines Denkens und Handelns im klaren sein, und dieses Bewußtsein gezielt im Forschungsprozeß einsetzen (vgl. 1979, S. 281 f.). Geschlechtsbewußtsein in der wissenschaftlichen Arbeit anwenden, könnte heißen, die Untersuchung sozialer Fragen (wie hier die Stigmatisierung von Frauen durch Männer) aus einer anderen Perspektive anzusehen. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen könnten sich selbst als einer Welt zugehörig begreifen, in der Männer und Frauen als zwei existentiell aufeinander verwiesene Teile einer Ganzheit gedacht werden (Gravenhorst 1975, S. 113).

„Die Menschheit ist in *zwei Gattungen* geteilt, die ihre Produktion und Reproduktion erst möglich machen. Den sexuellen Unterschied unterdrücken hieße, einen Völkermord auf den Plan rufen, der radikaler wäre als alle Zerstörung in der Geschichte. Es käme im Gegenteil darauf an, zu bestimmen, was es bedeutet, dem einen oder anderen Geschlecht anzugehören. Eine sexuelle Kultur wäre zu schaffen, die in der Achtung beider Gattungen besteht. Da sich die Geschichte von gynäkokratischen, matriarchalischen zu phallokratischen, patriarchalischen Epochen entwickelt hat, liegt unsere sexuelle Identität in der Fortpflanzung und nicht im Geschlecht als Gattung. Das heißt, daß die Frau als Mutter und der Mann als Vater definiert ist, aber daß es uns an positiven ethischen Werten fehlt, die es den beiden Geschlechtern einer Generation erlauben, nicht nur Kinder zu zeugen, sondern auch sonst schöpferisch zu sein. Eines der Haupthindernisse für die Schöpfung und Anerkennung solcher Werte ist die jahrhundertealte mehr oder minder obskure Macht patriarchalischer und phallokratischer Modelle über die Gesamtheit der Zivilisation. Diese Macht des einen Geschlechtes über das andere gehört ausbalanciert, die Eroberung oder Zurückeroberung ihrer spezifischen kulturellen Werte ist für die *weibliche Sexualität* ein schlichter und einfacher Akt sozialer Gerechtigkeit. . . . Die Gleichheit zwischen Männern und Frauen ist nicht zu erreichen, wenn nicht die *Gattung als geschlechtlich* gedacht wird, und wenn die Rechte und Pflichten jeden Geschlechtes, soweit sie sich *unterscheiden*, nicht in die sozialen Rechte und Pflichten eingeschrieben werden“ (Irigaray, 1986).

Wenn wir uns ein bißchen besser auskennen in den eigenen Verhältnissen, hätten wir dann vielleicht mehr Phantasie bei der Analyse von Labeling-Verhältnissen? Haben wir diesen Aspekt bisher vernachlässigt, weil wir in der eigenen „Serenade der Beziehungslosigkeiten“ (Theweleit 1977, S. 119) verstrickt geblieben waren? Wir haben nicht das Labeling-*Verhältnis* zwischen Definierer und Definiertem beschrieben, sondern zwei Monaden angestarrt, die sich gegenüberstehen wie Schlange und Kaninchen.

Anmerkungen

(0) Ich bedanke mich für Unterstützung, Anregung und Kritik bei Dr. G. Dahl, Joachim Kersten und Jörn Kühl.

(1) Hier ist hinzuweisen auf eine neue Zeitschrift: „Gender and Society“, Official Publication of Sociologists for Women in Society, Sage Publ. Inc. Beverly Hills, California.

(2) Die Autoren wiederholen das Marxsche Versäumnis, Frauen als Produzentinnen von Menschen und Waren, als Reproduktionsarbeiterinnen zu vergessen. Das Primat der Arbeit, die Produktion des materiellen Lebens bestimme sich aus der Tatsache, daß sich die Menschen zunächst praktisch aktiv gestaltend verhalten müssen, um überhaupt leben zu können, schreiben Ferchhoff/Peters Marx folgend 1981, S. 123 f. Soweit so gut: In diesem Sinne sei die Erzeugung der Mittel, der die Menschen bedürften, die Befriedigung von Grundbedürfnissen „erste geschichtliche Tat“. Das könnte auch noch Frauen als erste Produzentinnen einschließen, aber dann kommts: Sobald der Mensch anfangs zu produzieren, gelte, daß die „Produktion des Lebens, sowohl des eigenen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung (!) . . .“ als doppeltes erscheinen müsse. Zur Kritik an den Marxschen Vorstellungen aus feministischer Sicht vgl. das Buch von Christel Neusüß (1985), danach macht Marx-Lesen wieder Spaß.

(3) Die Opfer-Täter-Diskussion in der Frauenbewegung ist nachzulesen im Argument Sonderband, vgl. F. Haug (1981).

(4) Hans Claus Leder referierte 1984 in der MschKrim den Diskussionsstand Frauen- und Mädchenkriminalität betreffend aus seiner Sicht. Eine merkwürdige Gereiztheit durchzieht den Artikel, feministische Autoren werden abgekanzelt wegen ihrer „Stereotypiegebundenheit“, ihrer „Wider-Besseres-Wissen-Immunisierungsstrategie“, ihres Nicht-zur-Kennntnisnehmen-Wollens der statistischen Gleichverteilung von Männer- und Frauenkriminalität, die sich nach Leder's Ansicht im Dunkelfeld verbirgt. Die Empörung des Autors ist deutlich zu spüren, worüber? Ich nehme den Vorschlag von Leder ernst, auch über Gewalt von Frauen gegenüber Männern zu forschen. Warum tut ers nicht? Das wäre ein Schritt in die gemeinsame Diskussion aus verschiedenen Perspektiven, der was bringen könnte.

Literatur

ADDELSON PYNE, K., Words and Lives, in: Signs 7, 1981, S. 187–199.
BECKER-SCHMIDT, R., Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.), Methoden in der Frauenforschung, Frankfurt/M. 1984, S. 224–238.
BEER, U., Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung, Frankfurt, New York 1984.

BOCK, G., Der Platz der Frauen in der Geschichte, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.), Methoden in der Frauenforschung, Frankfurt/M. 1984, S. 51–75.

BRÜCKNER, M., Die Liebe der Frauen, über Weiblichkeit und Mißhandlung, Frankfurt/M. 1983.

BÜCHNER, U., Frauenwissenschaft und Frauenstudien als radikale Wissenschaftskritik – dargestellt am Beispiel hochschuldidaktische Praxis, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 11, Frauenforschung oder feministische Forschung, 1984, S. 132–142.

CHESLER, PH., Frauen das verrückte Geschlecht, Reinbek 1979.

CHODOROW, N., Das Erbe der Mütter, Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München 1985.

DALY, M., Jenseits von Gottvater, Sohn & Co., Aufruf zu einer Philosophie der Frauenbefreiung, München 1978.

DINNERSTEIN, D., Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart 1979.

FERCHHOFF, W./PETERS, F., Die Produktion abweichenden Verhaltens, Zur Rekonstruktion und Kritik des Labeling Approach, Bielefeld 1981.

GELTHORPE, L., Towards a Sceptical Look at Sexism, Papier anläßlich der

- Tagung „The Prevention and Treatment of Juvenile Delinquency among Girls in the EEC. Towards an Evaluation, Florenz 1985.
- GRAVENHORST, L., Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaft, in: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DSG (Hrsg.), Frauenforschung, Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag, Dortmund 1984, Frankfurt/M., New York 1985, S. 104–115.
- HAUG, F., Opfer oder Täter, Über das Verhalten von Frauen, Vortrag Volksuniversität Berlin 1980, in: Argument Sonderheft 46, 1981.
- IRIGARAY, L., Das Geschlecht das nicht eins ist, Berlin 1979.
- IRIGARAY, L., Zum Tod von Simone de Beauvoir, Zeichen von Freundschaft, in: Die Tageszeitung v. 19. 4. 1986, S. 11.
- LEDER, H. C., Der Stand der kriminologischen Arbeit über Frauen- und Mädchenkriminalität – desorientierend für Politik, Kriminalpolitik, Sozialarbeiterpraxis und Wissenschaft, in: Monatsschrift für Kriminologie, 67, 1984, 5, S. 313–327.
- MATTHEWS, R./YOUNG, J. (Hrsg.), Confronting Crime, London 1986.
- MELOSSI, D., Befindet sich die „Kritische Kriminologie“ in einer Krise, Zur gegenwärtigen Lage einer kritischen Kriminologie, in: Kriminologisches Journal 1984, 4, S. 246–264.
- MIDDENDORF, D., Kriminologie und Kriminologen aus der Sicht einer Frau, in: W. Middendorf, Beiträge zur historischen Kriminologie, Anhang, Bielefeld 1972, S. 151–166.
- NEUSÜSS, CH., Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossen in Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg 1985.
- REICH, W., Was ist Klassenbewußtsein, veröffentl. unter dem Pseudonym Ernst Parell, o.O. 1934, (Raubdruck).
- SCHÜLEIN, J. A., Alltagshandeln und Reflexion, Voraussetzungen und Probleme alternativer Sozialwissenschaft, in: K. Horn (Hrsg.), Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz, Methodische Kommentare, Frankfurt/M. 1979, S. 281–318.
- SCHUR, E. M., Labeling Women Deviant, Gender, Stigma and Social Control, New York 1984.
- THEWELEIT, K., Männerphantasien, Bd. 1, Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt/M. 1977.
- TONG, R., Women, Sex and the Law, New Jersey 1984.
- THÜRMER-ROHR, CH., Der Chor der Opfer ist verstummt, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 11, Frauenforschung oder feministische Forschung, 1984, S. 71–84.

Summary

Feminist theory and labeling-approach follow the same idea of abolishing discriminating of people. This article discusses the attempt of E. M. Schur to analyze the daily processes of labeling women deviant. Up to now this concept does not seem an appropriate instrument to analyse the male dominance in the daily interaction in the society formed by patriarchy and capitalism. May be, scientists need consciousness of gender in their work first.

August 1986

1 Berlin 30, Karl-Schrader-Str. 6